

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 13

Artikel: Vom Lachen

Autor: A.V.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Filigranarbeit bedeckt, bekommt man hier für 200 Mark. Entschieden, ich muß wieder nach Lohena fahren...

Fahrt, Nachfahrt bei herrlichem Wind. Rühl, schön, sehr schön. Ich saß am Steuerdeck, selig. Füllte den Saft des Kirchenkompotts Hassan Effendis in mein Glas und ließ alte Lieben hochleben — ich war trunken von dem sternensunkelnden Meer, dem leuchtenden Zerstieben der sanften Wogen an unserm Riel, dem schmeichelnden Wehen des Südwindes in unserm Rücken. Ich sang die ganze Nacht; alte Lieder, halbvergessene. Trotzdem gab es diesmal keinen Sturm...

Nach Mittag Ankunft in Médi. Wieder Shorawälder, wieder sehr seichter Hafen: unser kleines Segelboot ankert mehr als ein Kilometer vom Strand entfernt. Im Kanu rudern wir ans Land, uns beim Hafenoffizier zu melden. Er haust in ein paar Schilfhütten, bewacht dort — aber nur bei Tag — die Bucht von Médi mit einem Dutzend yemenitischer Soldaten wirkungsvoll. Bei Nacht reitete er zu seiner Familie nach Médi, das eine gute Stunde vom Hafen entfernt ist. Dann beschützt sich der Hafen allein — bei Nacht greifen Araber grundsätzlich nicht an; das weiß und würdigt man.

Von meiner Ankunft war man nicht sehr erbaut. Médi ist „Festung“, Grenzfestung gegen Asir, dessen Armee keine drei Stunden nördlich von Médi liegt. Die umwallte Stadt ist längst von der Zivilbevölkerung evakuiert, angeblich dreitausend yemenitische Soldaten unter dem Kommando des Qâdi Abdallah el Arashi liegen hier — Fremden ist der Eintritt verboten. Ich weiß das und will gerade deshalb hinein. Präsentiere meinen schönen yemenitischen Paß; bin berückend lebenswürdig mit dem türkischen Hafenoffizier, dem mein Kapitän undeutliche Mitteilungen von dem unerhörten hohen Baßschisch macht, das ich dem Hafenoffizier von Lohena gegeben habe. Umsonst: ich muß in der Wachtstube bleiben — der Nahoda wird unter Bedeckung mit meinen Papieren zum Amir gesichtet.

Stunden des Wartens in der Wachtstube. Ich kaue Kat — so langweilig ist es; endlich fährt ein Lastauto vor, bringt den Bescheid des Amir. Erstens darf ich nicht nach Médi hinein; zweitens muß meine Ankunft dem Imam nach Sana gemeldet werden, und ich muß auf dessen Bescheid warten — um Gottes willen, das kann lang dauern! —, und drittens wird mein Schiff militärisch besetzt, der Kapitän aber ins Gefängnis geworfen, weil er mich hergebracht hat. Der Kapitän kommt unter Bedeckung zu mir, um zu melden, was geschehah. „Der Qâdi ist verrückt — total verrückt! Ich weiß nicht, was er will — er sagt, du seist ein englischer Spion, ich müsse gestehen, was du hier suchst. Ich gestand natürlich nichts, sagte, du seiest ein Italiener.“

Mir wird heiß, sehr heiß.

Der Kapitän, dumm wie er war, hatte gelogen, hatte das Gegenteil von dem gesagt, was in meinem Paß stand, den der Kapitän nicht lesen konnte — der Amir muß jetzt den, daß der Paß falsch und ich ein Spion sei. Wie glauben, daß der Paß falsch und ich ein Spion sei. Wie soll ich von hier loskommen!

Der Hafenoffizier stellt mir frei, nach Belieben entweder in der Wachtstube zu übernachten oder auf einem Sambuk. Ich ziehe das Boot vor, trotzdem ich dort jede Nacht grausige Kämpfe mit den Schaben auszufechten habe, die über mein Gesicht laufen, als ob sie sonst nicht genug Platz hätten, die lieben Tierchen. Aber das kommt davon, wenn man wie ich auf dem Boden schläft — wirklich kultivierte Leute tun das nie.

Von einem dunkelhäutigen Yemiten mit wehenden Löken bewacht, sitze ich eine Stunde später traurig auf meinem Schlafsaal und schaue nach Norden, nach der fernen Heimat. Welche Blamage — Gefangener! Zum erstenmal in meinem Leben..., was die Russen und Italiener nicht fertiggebracht hatten, hat der Qâdi el Arashi gekonnt.

Der nächste Tag war wie der erste. Der Hafenoffizier hatte zwar versprochen, den Kapitän aus dem Gefängnis zu befreien, aber der Tag verging ohne Entscheidung. Das

war schlimm: mein Trinkwasservorrat aus Kamaran ging zur Neige, und in Médi gab es wieder nur Brakwasser. Die Hitze brütete unerträglich über der windstillen Bucht. In höchstens vierzehn Tagen würde die Antwort aus Sana da sein, beruhigte man mich, vielleicht noch früher. Gut aber: wenn die Antwort ungünstig ist? Wenn ich wieder nach Hodeida zurück muß, nicht nach Asir darf — was dann?

Ich nahm mir den Hafenoffizier vor, sprach eindringlich mit ihm. Er litt unter dem schlechten Sold des Imam, wie alle Beamten, und verstand rasch meine Argumente. Am nächsten Morgen schon besuchte er mich an Bord, brachte meinen Kapitän mit, aus dem Gefängnis befreit, wo „der arme Teufel gefoltert worden war, um ihn zu einem „Geständnis“ zu zwingen. Aber ich mußte auch diesen Tag in der Wachtstube zubringen, in der trostlos langweiligen Gesellschaft Kat lauender Soldaten. Erst am Nachmittag durfte ich, natürlich wieder unter Eskorte, an Bord zurück, um dort zu nächtigen.

Sehr bedrohlich sah der kleine Yemene ja nicht aus, der mit Gewehr, Dolch und doppeltem Patronengurt mir als Wächter gegenüberstand. Aber ich wollte in Frieden von ihm loskommen — es nicht auf Gewalt ankommen lassen. Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, um eine List zu finden.

Endlich — nachdem der ganze Tag beinahe windlos gewesen war — hob sich gegen Abend ein freundlicher Südost, wehte vom Land weg, nach Norden! Herrlich! In Eile riß ich ein Blatt aus meinem Notizbuch, kritzte ein paar Zeilen darauf, gab sie dem Soldaten. „Bring' das dem Amir al Bahr, aber rasch, rasch, ehe die Sonne sinkt und er nach Médi reitet. Ich habe aufgeschrieben, was er mir morgen aus der Stadt mitbringen soll.“

Dienstefrig gehorchte der Yemene, stieg in seinen Huri, ruderte ans Land. Angsterfüllt, mit klopfendem Herzen, sah ich ihm nach, bis er in der Hütte des Offiziers verschwand, der wohl einige Zeit gebraucht haben dürfte, um meinen Brief zu entziffern. Jetzt treibe ich die kleine Besatzung meines Seglers an: „Auf, auf! Lâ hâl we lâ quwwa illah bi Allâh alâli el'azim („Keine Macht und keine Stärke ist außer bei Allah dem Erhabenen und Hohen“). Auf den Anker, die Segel los!“

Rasch steigt das Segel am Mast empor; die dünnen Schilfhalme, mit denen die Leinwand an der Rahe festgebunden ist, zerreißen; voller Wind fährt in das weiße Tuch. Zehn Minuten später verschwindet Médi in der sinkenden Nacht, mit ihm das Wachthaus am Strand und meine Wächter, die wohl erleichtert aufatmen, daß ihr Gefangener fort ist.

Eine halbe Stunde später kreuzen wir in den Hoheitsgewässern Asirs, bei Morgengrauen lande ich in Geizan, der Hauptstadt der Idrisi.

Djomal Pascha er-Ghazzi, ehemaliger Adjutant Enver Paschas, jetzt Erster Minister und Armeekommandant von Asir, empfängt mich mit hinreißender Liebenswürdigkeit: „Sie sind mein Guest; ich bin froh, daß ein Europäer zu uns kommt, dem wir erzählen können, was hier vorgeht. Morgen oder übermorgen kommt der Imam an und der Großmussi. Beide werden sich freuen, Sie zu empfangen.“

Ich bin am Ziel. Endlich!

Weit — weit lag Yemen mit seinen Emiren und gemütlichen Gefängnissen hinter mir. Vor mir war Asir. „Spielen Sie vielleicht Schach?“ fragte der Minister und stellte die Figuren auf. Und während meine Matrosen mein Gefäß im Kastell an Geizan abluden, spielte ich meine erste Schachpartie mit dem Oberkommandanten der asirischen Armee.

Bom Lachen.

„Lache dich gesund und schön“, sagt ein weißes Wort. Das Lachen muß demnach ein Jungbrunnen für uns Men-

schen sein. Warum lachen wir denn nicht mehr? Warum zeigen wir Menschen uns untereinander meist ein so konventionelles, ernstes Gesicht? Warum ist nicht mehr Humor in der Welt?

Gemach, jedes Heilmittel will mit Maß angewandt sein, sonst versagt es sich. So auch das Lachen. Und ach, es gibt so verschiedenes Lachen! Einmal jenes, das lächerlich wirkt, weil es oft grundlos ohne Logik erschallt und sich selbst dem Weisen verleidet; ferner ein schmugeliges Lachen, das am Wirtstische gehört wird, nach einer gedämpften Unterhaltung und das jedem anständigen Menschen das Blut in die Wangen treibt. Es erniedrigt alle, die mittun, prägt ihnen den Stempel der gemeinen Lust ins Gesicht. Es macht nicht schön und gesund, nein, es macht häßlich und vergiftet die Seele.

Oder erinnert Ihr Euch des hämischen Lächelns des Neides? Habt Ihr es auch schon bemerkt an einem sogenannten guten Freunde? Wist Ihr, wie es in den Mundwinkeln sitzt und das Gesicht zur Fraze verzerrt? Wo es immer wieder die Züge beherrscht, da wird es sich schließlich mit scharfen Linien einprägen und von Schönheit kann auch hier nicht die Rede sein. Das Lächeln des Neides ist schlimmer als sprühende Zornaugen, giftiger als der Biss einer Schlange.

Und weiter das Lachen der Schadenfreude! Schadenfreude ist die reinste Freude, sagt ein boshaftes Sprichwort. Sie bedient sich als Ausdrucksmittel des rücksichtslosen Lächelns. Traurige Menschen, die das Unglück eines andern dem Spotte preisgeben!

Solches Lachen sei selten, meint Ihr? Ihr irrt Euch, geht auf die Straße, in das Restaurant, in Gesellschaft, in den Ballsaal, überall werdet Ihr ihm begegnen. In verhüllter Form vielleicht, je nach der gesellschaftlichen Klasse. Aber wenn Ihr es bemerkt, dann flüchtet Euch vor ihm, geht hinaus, sucht eine Schar Kinder und erbaut Euch am erfrischenden, herzlichen Urquell des Lachens. Lacht mit, spielt mit, öffnet Eure Herzen diesem Kinderfrohsinn. Dieses Lachen sprudelt wie ein frischer Brunnen hervor und wäscht alles andere fort. Es ist nur ein Bubenlachen, aber es zaubert alle Robolde der Fröhlichkeit hervor, daß einem wohl und warm wird dabei.

Oder lasst uns zur Wiege eines kleinen Kindes treten. Es öffnet seine Auglein, sieht vertraute Gesichter, ein Freudenchein verklärt sein süßes Gesichtlein und ein Lächeln strahlt von seinem Munde, das aussieht wie eine kostbare Blüte. Ihr Duft verbreitet sich im einfachsten Zimmer, macht es zum herrlichen Gemache, denn hier lächelt die reine Unschuld dem Leben entgegen.

Und das Lächeln der jungen Mutter? Gleich es nicht dem Strahlen eines hellen Gestirns, das leuchtet, weil es von himmlischem Lichte erfüllt ist? Die allumfassendste Liebe, die restloseste Hingabe, der heißeste Dank und die heiligste Hoffnung liegt in diesem Lächeln. Und wo es ruht, da muß es Leben weden und schützen wie ein lieber, warmer Sonnenstrahl.

Vom Lächeln der Mutter hinweg gehen wir zum frischen Lachen am Familientisch. Wie herrlich mundet das Mahl, wenn Fröhlichkeit es würzt! Wie blicken die Augen, wenn ein Scherzwort in die Unterhaltung fliegt! Nicht umsonst hielten sich die alten Herrscher ihre Hofnarren bei Tisch. Sie wußten das gefundheitsfördernde Lachen voll einzuschäkern. Neben dem Sorgenbrecher ist es ein Heilmittel für vielerlei Gebrechen. Bringt einem Kranken etwas Ergötzliches zu Leseen oder erzählt ihm eine lustige Geschichte, Ihr werdet sehen, wie er seine Schmerzen vergisst und auflebt! Antwortet dem Zornigen mit einem feinen Scherzwort, daß er wider Willen lachen muß. Sein Zorn hält nicht stand, er verfliegt wie Schaum in alle Ecken und vergeht! Sucht den Niedergeschlagenen durch Heiterkeit umzustimmen, er wird es Euch nachher danken. Gesundes, fröhles Lachen ist Leben, Gram ist der Tod.

Glücklich die Familie, die eine fröhliche Mutter hat, die mit Scherzen Groll und Schmerz verscheuchen kann! Ihre Angehörigen haben es schön bei ihr. Muß sie deshalb oberflächlich sein? Mit nichts, im Gegenteil, es braucht zum Fröhlichsein oft mehr Selbstbeherrschung als zum Kopfhängen. Darum pflegen wir das heitere, fröhliche Lachen, den ungezwungenen Scherz! Er wird wie ein feines Glöcklein in die späteren Jahre unserer Kinder hinausklingen und ihnen das Bewußtsein mitgeben, eine glückliche Kindheit verlebt zu haben, auch wenn sie manchmal herb war.

A. V.

Süden.

Von Paul Kindhäuser.

Ich weiß eigentlich selbst nicht wie alles kam. Ich wollte ins Hochgeorge mit den Skatern, ins Silvrettagebiet, da rann das Telegramm, und ich mußte fort, sofort. Der Abschied tat weh, mehr weh als man sagen kann. Es ist etwas merkwürdiges ums Abschiednehmen, ja, und dann die Reise und alles. Nun bin ich hier unten, allein und einsam. — Der Regen weint seit beinahe drei Wochen ununterbrochen gegen die Fenster, alles riecht nach Feuchtigkeit und die Cyppressen stehen traurig und frösteln da. Die Gloden bimmeln unsäglich elend durch die feuchtkalten grauen Morgen, und die Nächte sind traurig und kalt. Der See wirft leise Welle um Welle an das Ufer, und die Dampfer, die auf dem See verkehren, sind anzuschauen wie die verkörperte Anklage gegen das Wetter. Der Springbrunnen im Garten vor meinem Fenster springt nicht mehr lustig in die Höhe, es ist alles, alles grau. — Und doch soll es schön sein hier unten, ich glaube und weiß es und warte mit Geduld auf schöne sonnige Tage und auf Nächte, da einmal die Nachtigall schluchzen wird. Ich freue mich auf die Zeit, wo alles blüht und duftet, besonders auf die Zeit, wo es Rosen geben wird, Rosen, rote, brennend rote. Es war eine schöne Zeit damals, als wir noch beieinander waren in den Bergen und nach dem Süden blickten. Damals ahnten wir nicht, — ja, — und wir sollen nicht traurig sein. Unser Rosenstrauch beim See gegenüber dem großen Berg verlor Blatt um Blatt beim ersten Abschied, und bei unserem Wiederssehen werden sie hier im Süden blühen, hörst du, rot und schön.

Draußen ist es kalt und öde, die Cyppresse steht immer noch frösteln da, aber ein Vogel zwitschert lustig irgendwo, und ich glaube, der Regen wird aufhören und die Sonne wird scheinen, und alles wird warm und froh werden.

Gelassenheit.

Nur die Ruhe kann es bringen,
Trotz dem Tempo uns'rer Zeit.
Uns tut not vor allen Dingen
Köstliche Gelassenheit.

Ist das Hasten und das Jagen
Nötig zu Erfolg und Glück?
Bringt uns unbedachtes Wagen
Nicht statt vorwärts oft zurück?

Statt in Freude und in Schmerzen
Überschwenglich jubeln, schrei'n,
Schließt man's besser nicht im Herzen
Eine Weile für sich ein?

Halte deinen Fuß im Bügel,
Langsam reiten, aber gut!
Halte deinen Gaul am Zügel,
So erwächst dir Kraft und Mut.

Schaffte blinder Eifer Wunder?
Eher schafft's Geduldigkeit.
Nötig ist, statt vielen Plunder,
Köstliche Gelassenheit!

W. Schori.